

Ende der Geschichte

Die Tür öffnet sich. Sie trägt ihren hellgrauen, taillierten Wollmantel, die beigen Winterstiefel, enge Jeans und den dicken, flauschigen Schal, den ich so gut kenne.

„Ah“, sagt sie, verhält zwei Meter von mir entfernt. „Dachte, das ist dein Auto.“ Sie deutet auf das hinter mir abgestellte Fahrzeug.

„Nein, ich stehe dort drüben“, erwidere ich, zeige die Straße hinab.

Ich zögere kurz, dann trete ich auf sie zu, nehme sie in den Arm. Sie lässt diese Geste widerwillig über sich ergehen, ihre Hände berühren kaum meine Seite.

„Das war die letzte Umarmung“, sagt sie mit kühler Stimme, setzt sich in Bewegung. „Wohin gehen wir?“

„Nur eine Runde.“ Der nächste Stich in meiner Brust. „Tut mir leid, ich habe mich vor ein paar Tagen nicht klar ausgedrückt. Ich meinte, dass ich mir wünsche, dass du für mich da bist und nicht, dass du mich fertigmachst.“

Sie wirft mir einen schiefen Blick zu, kommentiert meine Aussage aber nicht.

„Was hast du mir zu sagen?“ Die Worte quälen sich über meine Lippen.

„Ich wollte erst morgen mit dir Schluss machen.“ Sie spricht es aus wie einen Geschäftstermin, feuert eine glühende Nadel durch mein Herz. „Nicht Sonntagabend.“

Wir erreichen den abgestellten Wagen, bleiben davor am Gehweg stehen.

Ich hole tief Luft. „Bringen wir es zu Ende. Sag die Worte.“

Sie drückt herum. „Ich kann es nicht.“

„Doch, du kannst. Du musst die Entscheidung treffen. Ich tue es nicht für dich.“

„Mortimer ...“ Auf einmal glitzern Tränen in ihren Augen. Sie tritt an mich heran, umarmt mich, hält mich fest, drückt sich an meine Brust. „Mir ist andauernd schlecht, wenn ich an uns denke. Es macht mich fertig.“

„Komm mit in meine Wohnung“, sage ich, küsse ihren Hinterkopf. „Lass uns zusammen einen schönen Abend verbringen und den Moment genießen.“

„Das kann ich nicht. Du weißt, das klappt seit Monaten nicht mehr. Auch wenn es schön ist, wir guten Sex haben, geht es mir nachher scheiße und ich bin scheiße zu dir, weil es sich falsch anfühlt. Und ich muss morgen um sieben Uhr aufstehen.“

„Ich bringe dich in der Früh zum Bahnhof.“

„Mortimer!“

„Okay. Dann melde dich, wenn du gut daheim angekommen bist.“

Sie lacht leise. „Das funktioniert nicht. Meine Mutter hat gesagt, wenn ich dich wirklich liebe, muss ich dich gehen lassen.“

Der Spruch passt überhaupt nicht, denke ich, schweige jedoch.

„Ich fühle mich eingesperrt und für dich verantwortlich.“ Sie spricht die Worte wie ein Mantra. „Ich will frei sein, ohne Hemmungen fortgehen und flirten können, mit anderen Männern schmusen. Es geht mir nicht um Sex, aber ich brauche den Kick und möchte Selbstbestätigung haben. Wenn es passiert, dann passiert es eben.“

Sie blickt mich forschend an, liest von meinen Zügen wie aus einem offenen Buch. Ich ahne, was sie denkt und weiß, dass sie glaubt, mich besser zu kennen, als ich mich selbst.

„Wartest du nur darauf, dass ich die Worte sage?“ Ihr Blick hält mich gefangen. „Wünschst du es dir nicht zumindest ein kleines Bisschen?“

Ich hebe meinen Daumen und Zeigefinger, führe sie zusammen, bis nur noch ein Blatt Papier dazwischen passt.

Ein Lächeln auf ihren Zügen, doch es verblasst sogleich. „Mir geht nicht aus dem Kopf, was du gesagt hast. Dass ich es dir schuldig bin, für dich da zu sein, weil du so lange für mich da warst. Dass ich mir viel geleistet habe in den letzten Monaten. Das tut weh und macht die Trennung noch schwerer.“

Ich erkenne Unsicherheit und Schuldgefühle in ihrem Blick. „Man kann es so oder so sehen“, sage ich. „Du liebst mich.“ Ihre Stimme lässt keinen Zweifel, dass sie dies für eine unerschütterliche Wahrheit hält. „Aber du darfst mich nicht vermissen. Ich bin toxisch.“

Du willst es auch sein, dringt es in meinen Geist.

„Du zitterst“, stellt sie fest.

„Kälte und Anspannung“, erwidere ich.

„Weshalb weinst du nicht?“, fragt sie.

„Ich habe mir vorgenommen, nicht zu weinen.“

„Warum nicht?“ Ihr Blick ist halb traurig, halb ängstlich.

„Weil es dadurch unerträglich wird.“ *Und weil du es nicht wert bist, dass ich wegen dir noch eine einzige Träne vergieße.* Es ist ein flüchtiger Gedanke, aber selbst in diesem Moment glaube ich schon nicht mehr daran.

„Ach ja.“ Sie weicht ein wenig zurück. „Gestern beim Fortgehen, da ...“

Ein weiterer Stich in meiner Brust. „Ist etwas passiert?“ Es kratzt in meiner Kehle.

„Nicht wirklich.“ Ihre Stimme klingt abfällig. Ist das ein Lachen? „Spielt außerdem keine Rolle mehr. Ich habe mit einem Typen geknutscht. Es war der Kick, verstehst du? Aber er hatte unsympathisch dünne Lippen. Nicht so wie du.“

„Ich habe das irgendwie gespürt“, dringt es tonlos zwischen meinen Zähnen hervor.

„Wirklich?“

„Ja.“

Große, dunkle Augen, erfüllt von Zweifel, Wehmut und Schmerz. Sie reibt ihre Nasenspitze an der meinen. „Morti ... Ich hab dich doch so lieb!“

Wir küssen uns. Lang. Intensiv. Jetzt ist sie da, die Feuchtigkeit, perlt meine Wangen hinab.

„Ich hab dich so lieb“, flüstert sie, ihre Augen von Tränen verschleiert. „Was ist los mit mir? Warum bin ich so? Weshalb kann ich nur nehmen und nicht geben?“

„Du hast gegeben. Genug für mich, wenn es von Herzen gekommen wäre.“

Sie schüttelt stumm den Kopf. „Glaubst du tatsächlich, dass es mit uns funktioniert hätte?“

„Es gibt immer einen Weg. Doch der bedeutet, Herausforderungen anzunehmen, an sich zu arbeiten und Kompromisse einzugehen.“

Sie schluchzt. Ein Geräusch, das mein Herz zerreißt. „Warum tut das alles so weh?“

„Es wird besser werden“, sage ich. „So wie letztes Mal. In ein paar Tagen fühlst du dich wieder frei und unbeschwert.“

„Ich sehe diese positiven Empfindungen nicht mehr. Da ist nur der Schmerz. Ich habe Angst, dass es diesmal nicht besser wird. Dass ich dabei bin, die falsche Entscheidung zu treffen.“

Meine Lippen berühren ihre Stirn, dann nehme ich ihr behutsam die Brille ab. Zwei zärtliche Ksse auf die geschlossenen Augenlider, einen auf die Nasenspitze. Ein Weinkrampf schüttelt sie.

„Ich liebe dich“, flüstert sie. Es ist gerade mal ein Raunen an meinem Ohr.

Wir stehen eng umschlungen, zwei Felsen in der tobenden Brandung. Ihr Duft, ihre Wärme, der Geschmack ihrer Ksse auf meiner Zunge. Jetzt ist der Moment gekommen, der niemals enden soll.

„Ich möchte, dass wir keinen Kontakt mehr haben“, murmelt sie.

Ich höre, was sie sagt, aber verstehe es nicht. *Es ist nicht wahr*, denke ich. *Es darf nicht wahr sein*.

„Ich kann das nicht mehr“, flüstert sie. „Ich muss auf mich selbst schauen.“

Nur ihr Schluchzen, sonst Stille.

„Ich möchte keinen Kontakt mehr“, wiederholt sie noch leiser.

Jetzt ist der Moment gekommen, in dem ich sterben will.

Ich bleibe stumm, lse mich aus ihrer Umarmung. Sie blickt mich aus trnennassen Augen an, umfasst meine Hände. *Nicht loslassen*, denke ich, doch entziehe meine Finger ihrem Griff. Mein Herz hat aufgehört zu schlagen.

„Leb wohl“, dringt es aus meiner Kehle.

„Wir werden uns wiedersehen“, sagt sie, ihre Augen glänzen. „In ein, zwei Jahren oder so. Wenn ich mich gefunden und gelernt habe, zu geben. Ich bin mir ganz sicher. Menschen, die wie wir verbunden sind, finden wieder zueinander.“

Wie naiv, denke ich, obgleich ich einst dasselbe behauptet habe. Aber ich sage nichts, gehe um meinen Wagen herum, kann mit Mühe die nächsten Tränen zurückhalten. Fahrertür ffnen, hinsetzen, Tür schließen, Schlüssel ins Zündschloss.

Sie öffnet die Beifahrertür. Ein Schauer umfließt meinen Körper, als sie sich zu mir beugt.

„Eine letzte Umarmung“, sagt sie. Ihr Blick ist ein Flehen. Aber ihre Tränen sind beinahe versiegt.

Ich wende mich ihr zu, erwidere die ungeschickte, kurze Umarmung, obwohl ich dabei innerlich zu Eis erstarre. Sie löst sich von mir, weicht zurück, unentschlossen, sucht meinen Blick, den ich ihr nicht schenken kann.

„Leb wohl, Teresa“, sage ich und starte den Motor. „Du musst die Tür zumachen.“

Sie schließt die Beifahrertür. Umsichtig. Endgültig.

Das Meldesystem des Wagens klingt in meinen Ohren wie ein Totengesang. Ich fahre vor und zurück, navigiere aus der Parklücke, merke, wie sie mich vom Gehsteig aus ansieht. *Auf die Straße schauen, nur auf die Straße!*

Sie blickt mich noch immer an, als sich der Wagen in Bewegung setzt. Ich beschleunige, erreiche die nächste Quergasse, fahre weiter. Ihr Blick brennt in meinem Nacken, lässt mein Herz zu Asche verglühen. Dann zerbricht die Empfindung.

Tränen bahnen sich den Weg, eine Mischung aus Schrei und Schluchzen lässt mich erzittern. Ich kann kaum die Straße erkennen. Die Farben verblassen, alles wird leer. Das Nichts verschlingt die Welt.

Das war's, denke ich. Ende der Geschichte.